

EDITORIAL

Die Internationale Katholische Zeitschrift *Communio* ist von ihren Anfängen an mit dem Namen Joseph Ratzingers eng verbunden. Neben Hans Urs von Balthasar, Henri de Lubac, Karl Lehmann und anderen zählt er zu den theologischen Mitbegründern der Zeitschrift. In der *Communio* hat er die meisten seiner Aufsätze veröffentlicht. Seine Wahl zum Nachfolger von Papst Johannes Paul II. am 19. April 2005 hat das öffentliche Interesse an seiner Person und vor allem an seinem Werk noch einmal wesentlich gesteigert. Selbst kirchendistanzierte Intellektuelle lesen heute seine Bücher, die Feuilletons der großen Zeitungen diskutieren seine Thesen, als Benedikt XVI. steht der Theologe und Zeitdiagnostiker Joseph Ratzinger immer wieder im Brennpunkt der medialen Aufmerksamkeit. Nicht wenige Bücher sind in den letzten Monaten erschienen, die sich seiner Biographie und kirchlichen Laufbahn annehmen oder den Leitthemen seines theologischen Denkens nachgehen. Auch das vorliegende Themenheft der *Communio* vereinigt eine Sammlung von Aufsätzen, die Schwerpunkte der Theologie von Joseph Ratzinger – Benedikt XVI. gewidmet sind. Dabei dürfte das Besondere des Blickwinkels dadurch gegeben sein, dass zwischen seinem Denken und dem *Communio*-Motiv eine augenfällige Konvergenz besteht.

Denn *Communio* – das ist zweifelsohne ein theologisches Programm. Es gibt zunächst einmal dem Gottesverständnis eine bestimmte Kontur. Gott selbst ist *Communio*, der johanneische Satz «Gott ist Liebe» (1 Joh 4,16) kann angemessen nur verstanden werden, wenn der biblische Monotheismus Israels im Sinne einer trinitarischen *Communio* fortbestimmt wird. Das *eine* Wesen Gottes ist konkret in der Gemeinschaft von Vater, Sohn und Geist. Beziehung – im aristotelischen Denken eine akzidentelle Bestimmung, die dem Göttlichen nicht zukommen kann – wird zur eigentlichen Wesensbestimmung Gottes. Kaum zufällig hat Joseph Ratzinger diese christliche Umprägung des philosophischen Gottesverständnisses wiederholt als eine «Revolution» bezeichnet (*Einführung in das Christentum*, München 1968, 112. 144). Gott ist keine beziehungslose Monade, er verhält sich zu sich selbst, und indem er sich in Freiheit zu sich selbst verhält, kann und will er das Verhältnis zum anderen seiner selbst, zur Welt und zum Menschen, eingehen. *Gott will Gott sein nicht ohne die Schöpfung, nicht ohne den Menschen*. Das aber ist das Allerunselbstverständlichste, das in der scheinbar so selbstverständlichen Rede von der Offenbarung als Selbstmitteilung Gottes nur allzu oft verdeckt bleibt. Die Gemeinschaft von Vater, Sohn und Geist ist nicht geschlossen, sie steht offen für die Gemeinschaft mit Menschen. Anders als der «unbewegte Beweger», der sich aus philosophischen Gründen vom Geschick der Menschen nicht bewegen lassen kann, gehört es nach den biblischen Schriften zum Gottsein Gottes, dass er sich tangieren lassen und Barmherzigkeit – *misericordia* – mit der Misere der Menschen haben kann. Der Schöpfer wäre geradezu unvollkommen, wenn er am Weg seiner Ge-

schöpfe nicht Anteil nehmen könnte. Geschichtsfähigkeit macht die Größe dieses Gottes aus. Löst man diese Geschichtsfähigkeit zugunsten eines apathischen metaphysischen Gottesbegriffs auf, verlässt man die biblischen Ursprünge: «Ein Gott, der nicht in die Geschichte eingreifen und sich nicht in ihr zeigen kann, ist nicht der Gott der Bibel», hat Joseph Ratzinger gegenüber einem latenten Deismus innerhalb der Gegenwartstheologie mit unmissverständlicher Deutlichkeit herausgestellt. Gott hat gesprochen und gehandelt, ist eine Bundesgeschichte eingegangen, mit Noah und den Patriarchen zuerst, dann mit Mose, «seinem Knecht», weiter mit Israel, seinem Volk, und den Propheten – zuletzt hat er sich in Jesus Christus, seinem «geliebten Sohn», ein für allemal ausgesprochen, nachdem er «viele Male und auf vielerlei Weise» zu den Vätern gesprochen hat.

Dieses Sprechen aber ist nicht folgenlos geblieben. Es hat einen Lebenszusammenhang freigesetzt: die *Communio* der wesentlich auf die Welt bezogenen Kirche. Wie schon Israel, das aus den Völkern erwählte Volk, auf die Initiative JHWHs zurückgeht, so verdankt sich auch die Kirche einer göttlichen Gabe: der Sendung Jesu, dessen Wort und Werk nicht in die Vergangenheit absinkt, weil der Geist es in der Gemeinschaft der Gläubigen präsent hält. Das ist – wenn man so will – die *ekkleziologische* Pointe der Selbstoffenbarung Gottes. Seit der Zeit der Apostel lassen sich Menschen aus ihrem Alltag herausschrei, um das Wort Gottes zu hören und die heiligen Mysterien zu feiern. Sie bilden eine *Communio* nicht, weil sie gemeinsame Interessen oder Vorlieben hätten, sondern weil Gott sie «zur Gemeinschaft gerufen» hat und ihnen Anteil an seiner *Communio* gewährt. Dies geschieht primär durch das Wort, das verkündet, und den Leib des Herrn, der gereicht wird. Anders als Parteien oder Interessensverbände, die sich selbst eine Geschäftsgrundlage geben, konstituiert sich das «neue Volk Gottes» nicht selbst. Es empfängt seine Identität durch die Gaben des Wortes und des Leibes, die es nur in Umkehr und Glaube entgegennehmen kann. Gedenken und Danken, *anamnesis* und *eucharistia* sind daher Grundvollzüge kirchlicher *Communio*, der es zugleich aufgegeben ist, die Gabe des Wortes und der Sakramente durch die Zeiten hindurch weiterzugeben. Dabei ist es ein offenes Geheimnis, dass sich in den vielschichtigen Prozess dieser Weitergabe immer wieder Momente von Verrat und mangelndem Verständnis hineinmischen können – beides Aspekte von *traditio*. Innerhalb der *Communio* muss daher je neu um ein ursprungstreu und zugleich zeitgemäßes Verständnis des biblisch bezeugten Wortes Gottes gerungen werden.

Insbesondere in der eucharistischen Liturgie aber verdichtet sich die *Communio* mit Jesus Christus, dem auferweckten Gekreuzigten. Hier ereignet sich das, was für Aristoteles unmöglich schien: Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen, *Freundschaft*. War für den griechischen Denker der Gedanke der Gottesfreundschaft schlechterdings unvollziehbar, da er im Rahmen seiner philosophischen Theologie keine gemeinsame Basis zwischen Göttlichem und Menschlichem zu konzipieren vermochte (vgl. *Nik. Eth.* 1159a), so hat der biblisch bezeugte Gott in Jesus Christus eine *communicatio* gestiftet, die Freundschaft möglich macht. «Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was der Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe» (Joh 15,15). Für diese Freundschaft aber hat Christus sein Leben gegeben – ein *signum caritatis*, über das hinaus Größeres nicht gegeben werden kann.

Die Freundschaft mit Christus aber würde halbiert, wenn sie nicht auch Folgen für die Gemeinschaft der Gläubigen untereinander hätte. Das gilt für die zwischenmenschlichen Beziehungen auf der Ebene der Gemeinden ebenso wie für das weltweite Netz bischöflich verfasster Ortskirchen, die in Gemeinschaft mit dem Nachfolger Petri füreinander in Gebet und solidarischer Praxis einstehen. Eucharistische *Communio* hat darüber hinaus eine soziale Note, einen – wenn man so will – entprivatisierenden Zug, der jede Form von Heilsegoismus ausschließt. Sie verpflichtet dazu, solidarisch die Fragen derer aufzunehmen, die heute glauben nicht mehr glauben zu können. Sie verlangt, den Motiven derer nachzuspüren, die sich als bekennende Atheisten verstehen oder nur als «Aspirin-Agnostiker» (George Steiner) durchs Leben gehen, weil sie das lauter werdende Hintergrundgeräusch des Todes nicht aushalten und betäuben wollen. Wer in der *Communio* mit dem auferweckten Gekreuzigten lebt oder zu leben versucht, der den Verlorenen bis ins Äußerste nachgegangen ist, der kann die anderen nicht teilnahmslos sich selbst überlassen. Teilnahmslosigkeit oder auch Gleichgültigkeit gegenüber der Gleichgültigkeit – das wäre Verrat an Christus. «Europa ist heute im Begriff wieder heidnisch zu werden», hat der Zeitdiagnostiker Joseph Ratzinger einmal unverblümt formuliert, nicht ohne sogleich hinzuzufügen: «Aber unter diesen neuen Heiden gibt es auch einen neuen Durst nach Gott.» Diesen Durst nach Gott in den Suchbewegungen des spätmodernen Denkens aufzuspüren, ohne einer billigen Gnade das Wort zu reden, das könnte eine Aufgabe für eine zeitgemäße *Communio*-Theologie sein, die auch den Mut aufzubringen hätte, sich überall da gegen die Zeit zu exponieren, wo das Zeugnis von der rettenden und versöhnenden Kraft des Evangeliums verdunkelt wird.

Selbstverständlich müssten die hier allemal nur fragmentarisch angedeuteten Aspekte von *Communio* weiter vertieft werden. Joseph Ratzinger hat dies in einer denkwürdigen Rede anlässlich des 20jährigen Bestehens dieser Zeitschrift getan (vgl. www.communio.de). Doch die Leitmotive seiner Theologie, von denen das vorliegende Heft einige aufgreifen möchte, dürften immerhin angesprochen sein. Am Anfang steht ein persönlich gehaltener Beitrag, der vom Ringen um die Wiederherstellung der vollen Gemeinschaft zwischen der römisch-katholischen und der orthodoxen Kirche Zeugnis ablegt und zugleich deutlich macht, dass das ökumenische Gespräch nicht zuletzt von freundschaftlichen Beziehungen lebt (*Metropolit Damaskinos Papandreou*). Seit seiner Münchner Dissertation über «Haus und Volk Gottes in Augustins Lehre von der Kirche» (München 1954; St. Ottilien ²1992) hat sich Joseph Ratzinger mit Fragen der Ekklesiologie und Sakramententheologie intensiv beschäftigt. In die Selbstverständigung des II. Vatikanischen Konzils über Wesen und Auftrag der Kirche in der Welt von heute hat er seine biblisch und patristisch fundierte Sicht von Kirche mit einbringen können, wie ein eher historisch angelegter Beitrag über den jungen Konzilstheologen und seine Tätigkeit als Berater von Joseph Kardinal Frings zeigen kann (*Norbert Trippen*). Wie wenige katholische Dogmatiker der Gegenwart hat sich Joseph Ratzinger um eine biblische Grundlegung seiner Theologie bemüht – den Grundsatz beherzigend, dass das Studium der Heiligen Schrift die «Seele der ganzen Theologie» (DV 24; OT 16) ist. Dabei hat er wiederholt Rückfragen an die Adresse der historisch-kritischen Exegese vorgetragen und eine Schrifthermeneutik eingefordert, die den kirchlichen Aus-

legungshorizont nicht einfach als vermeintlich unwissenschaftlich ausklammert. Der Frage, wie das Verhältnis von Schrift und Tradition sachgemäß zu bestimmen sei, die als *rivuli* beide aus der einen Quelle der Offenbarung hervorgehen, hat er wegweisende Beiträge gewidmet (*Thomas Söding*). Neben dem Hören auf das biblisch bezeugte Wort Gottes baut sich der Lebenszusammenhang der Kirche auf in und durch die Feier der Sakramente. Die Eucharistie bildet dabei «die Quelle und den Höhepunkt kirchlichen Lebens». Bemerkenswert ist, dass Joseph Ratzinger die Theologie der Eucharistie immer auch im Kontext der Liturgie bedacht hat (*Helmut Hoping*). Schließlich ist das Thema «Dialog der Kulturen und Religionen» angesichts der fortschreitenden Globalisierung in den letzten Jahren immer stärker ins Blickfeld gerückt. Dieser auch für das gegenwärtige Pontifikat zentralen Fragestellung gilt ein eigener Beitrag, der nicht nur zeigen kann, dass sich Joseph Ratzinger seit den 1960er Jahren mit den Grundlagen einer Theologie der Religionen immer wieder befasst hat, sondern auch deutlich macht, dass eine an der Wahrheitsfrage orientierte Dialogposition keineswegs Intoleranz zur Folge hat (*Horst Bürkle*).

Ein zweiter Teil der Schwerpunkte zieht die theologischen Linien aus bis in die jüngste Gegenwart. Ein schönes Zeichen ökumenischer Verständigung ist es, dass *der* evangelische Theologe, der wie kaum ein anderer über das Thema «Gott ist Liebe» nachgedacht hat (vgl. *Gott als Geheimnis der Welt*, Tübingen 72001) und noch dazu über jeden Verdacht von «Schummel-Ökumene» erhaben ist, eine *amica exegesis* der ersten Enzyklika Benedikts XVI., *Deus Caritas est*, verfasst hat. Seine Auslegung lässt – zwischen Tübingen und Rom! – ein «tiefgehendes und weitreichendes ökumenisches Einverständnis» erkennen (*Eberhard Jüngel*). Weitere Aufsätze gelten einerseits dem Auschwitz-Besuch des Papstes vom 28. Mai diesen Jahres, der unter dem doppelten Vorzeichen des Eingedenkens der Toten und der Bitte um Versöhnung stand (*Jan-Heiner Tück*), sowie andererseits der viel diskutierten Regensburger Vorlesung «Glaube, Vernunft und Universität» vom 12. September 2006 (*Alexander Kissler*). Die mediale Fokussierung auf das sicherlich nicht ganz glückliche antiislamische Zitat von Kaiser Manuel II. Palaiologos hat das eigentliche Thema der Rede weitgehend in den Hintergrund treten lassen: die *Synthese von Glaube und Vernunft*, die historisch unterschiedliche Ausgestaltungen gefunden hat und durch diverse Enthellenisierungswellen wiederholt aufgelöst worden ist. Nach Benedikt XVI. stellt sie das eigentliche Remedium des Christentums gegen die aktuell wuchernden Pathologien der Vernunft und der Religion dar.